



Bremer Literaturpreis 2026

Preisverleihung am 26. Januar 2026, im Bremer Rathaus

Heinz Strunk: »Kein Geld Kein Glück Kein Sprit«

Laudatio auf **Heinz Strunk**, gehalten von **Richard Kämmerlings**

Lieber, verehrter Heinz Strunk, sehr geehrter Herr Bürgermeister, sehr verehrte LeserInnen,
„Kultur, ein magisches Wort, das schon beim bloßen Hörensagen Gänsehautfeeling pur erzeugt. Leitkultur, Hochkultur, Kulturattaché, das ist die eine, legale Seite der Medaille, die andere lässt sich anhand von Darkwords wie Subkultur, Kulturschock und Kulturbanause bestenfalls erahnen. In der heutigen Bussi- und Schnorchelgesellschaft begnügt man sich auch gerne mal mit Kultur light.“

Nicht mit Heinz Strunk, aus dessen Lebensratgeber „Das Strunk-Prinzip“ ich hier zitiert habe, aus einem Kapitel mit dem Titel „Kultur – Eselsbrücke des Menschen“. Heinz Strunk begnügt sich nicht mit „Kultur light“. Zum 100. Jahrestag des Erscheinens von Thomas Manns „Der Zauberberg“ etwa hat er nicht nur *eine* neue, zeitgemäße Version dieses vielleicht berühmtesten Stoffes deutscher Literatur des 20. Jahrhunderts veröffentlicht, sondern gleich zwei davon.

Denn „Zauberberg 2“, der Titel seines Sanatoriums-Roman von 2024, hätte ebenso gut schon auf „Ein Sommer in Niendorf“, Strunks Roman von 2022 gepasst. Heinz Strunk ist auch der Herausgeber eines Auswahlbandes aus den Werken von Botho Strauß „Der zurück in sein Haus gestopfte Jäger“. Strunk und Strauß – das ist nur auf den ersten Blick eine unwahrscheinliche Wahlverwandtschaft. Von Strauß hat Strunk, dem Nachwort zufolge „alles gelesen“ und er schreibt: „Es geschieht wohl nicht oft, dass ein Leser auf einen Autor trifft, bei dem er sich so umfassend wiederfindet und der ihn so tief berührt, wie Literatur es überhaupt nur vermag.“

Strunks ironisches Tagebuchwerk „Nach Notat zu Bett“, hervorgegangen aus einer Kolumne in der Satirezeitschrift „Titanic“ zitiert Vorbilder aus der Weltliteratur, von Imre Kertész bis Julien Green, von Peter Handke bis Reinald Goetz, und verarbeitet noch viele mehr, allen voran natürlich Thomas Mann.

Leitkultur, Hochkultur sind das Element, in dem sich Heinz Strunk wohl fühlt und zu Hause ist. Kulturattaché? Ja warum nicht auch das, dann wäre Strunk vielleicht ein Botschafter, der für den diplomatischen Austausch zwischen weltliterarischem Höhenkamm und der Banalität des Alltags zuständig sein könnte: Hochkultur meets Bodensatz: Absturzkneipe, Discounter, Stranddisco, Schützenfest.

Das Provokierende an seinen Romanen und Erzählungen ist nicht die Schilderung von abgehalfterten, hässlichen, kaputten Zeitgenossen an sich, von Ekel und Dreck, in dem sich manche seiner Figuren geradezu zu suhlen scheinen. Das Ungeheuerliche liegt in den fließenden Übergängen. Strunk zeigt immer wieder, wie leicht und widerstandslos der auf Form, Moral und Geist so stolze Mensch in den Abgrund seiner Süchte und Triebe stürzen kann; wie ein unaufhaltsamer körperlicher oder geistiger Verfall das sich souverän dünkende Individuum in ein seelisches Wrack verwandelt.

Da sind wir wieder bei Thomas Mann, der von seinem Leib- und Magenphilosophen Schopenhauer gelernt hatte, dass unter der klaren, rationalen Welt der „Vorstellung“ ein dumpfer, alles verschlingender „Wille“ brodelt. Der Mensch nach Strunk hat einen eingebauten Selbstzerstörungsmechanismus, den auszulösen oft Kleinigkeiten ausreichen. Im Roman „Ein Sommer in Niendorf“ mietet sich der berufliche erfolgreiche Manager Roth in einer Auszeit vor Antritt einer neuen Position für drei Monate im Ostseebad ein, um auf der Grundlage von Tonbandinterviews mit seinem Vater die Geschichte ihres Familienunternehmens zu schreiben.

Doch gerät er sogleich in den Bann eines übergriffigen Alkoholikers namens Breda, dessen faszinierender Kaputtheit Roth mit all seiner antrainierten Selbstdisziplin auf Dauer nichts entgegenzusetzen hat. Je mehr sein Schreibprojekt auf Grund läuft, desto verlockender wird die Hingabe an den Rausch, an den Selbstverlust, an erotische Träume, an den Untergang. Wie bei Thomas Manns Antihelden Hans Castorp scheitern Roths Versuche, dem todesverfallenen Ort zu entfliehen – am Ende tritt er gar in die Fußstapfen Bredas, der sich vor seinen Augen zu Tode gesoffen hat.

Unter Roths äußerlichem Erfolg klafft der Abgrund der Sinnlosigkeit, locken die Wonnen des Los- und Treibenlassens. Neben seiner stupiden Autorentätigkeit studiert er die Gruppe 47, die 1952 am Ort eine legendäre Tagung veranstaltete, und das führt ihm erst recht seine eigene Nichtigkeit vor Augen. Roth liest deprimiert im Briefwechsel zwischen Ingeborg Bachmann und Paul Celan und endet schließlich als Strandkorbumdreher und Spirituosenhändler.

In „Zauberberg 2“ plant der erfolgreiche Startup-Unternehmer Jonas Heidbrink, mit Anfang 30 schon Privatier, vier Wochen in einem teuren Sanatorium an der Ostsee zu verbringen, um dort seine Panikattacken behandeln zu lassen. Doch aus seinem ursprünglich geplanten Monat wird ein Jahr, schließlich ein Aufenthalt zum Tode. Auch hier gibt es einen Sparringspartner auf dem Weg in die Selbstaflösung: den Mitpatienten Klaus, einen alten, an Krebs erkrankten Kettenraucher, der mit schlechten Altmännerwitzen gegen den Tod ankalauert.

Die immer wiederkehrende exakte Angabe der „Vitalwerte“ Heidbrinks ist ein Leitmotiv des Romans: Mehr als nur Messungen physischer Gesundheit stehen sie für den schwindenden Glauben an einen Sinn all der Anstrengungen der Existenz, für die nachlassende Kraft, die Individualität zu bewahren, für den schwindenden *Élan vital*, wie der Philosoph Henri Bergson es genannt hat. Der Künstler immerhin kann sich einbilden, er lebe, um etwas zu schaffen, das ihn überdauert, gar verewigt. Nach Arthur Schopenhauer ist Kunst eine der Dimensionen, um das leidvolle Dasein zu wenigstens augenblickhaft zu überwinden, ein „Quietiv des Willens“.

Das eigentliche, das wahre „Strunk-Prinzip“ hat viel gemeinsam mit dem metaphysischen Pessimismus Schopenhauers, demzufolge das Leben ein sinnloses, blindes Streben ist, Glück eine Illusion, Schmerz und Langeweile die beiden immer nur punktuell zu übertünchenden Grundbedingungen des Daseins. Oder in Kurzform: „Shit happens“. So lautet der Titel einer der finstersten, schrecklichsten Geschichten seines neuen Erzählungsbandes „Kein Geld Kein Glück Kein Sprit“, jener über das Untoten-Paar, das in seiner Eigenheimhölle dahinvegetiert und dem Alter Ego des Autors wie in einem Albtraum entgegentritt. Das Allerschlimmste, es ist nicht nur denkbar, sondern wahrscheinlich.

Heinz Strunk nannte im Gespräch gestern Abend Edgar Allan Poe als Inspirationsquelle solcher Geschichte, die er unter das Genre der „weird fiction“ sortiert. Strunk treibt sein Schreiben gern an der Grenze zur Fantastik, zum Ekel und zum Horror entlang und manchmal darüber hinaus, und nimmt dabei auch die groteske Leibeskomik eines Rabelais zum Vorbild,

an dessen „Gargantua und Pantaguel“ hat einst Michail Bachtin seine Theorie des Karnevalessken in der Kunst entwickelt. Die Verkehrung von Oben und Unten, von Heilig und Profan, von Edel und Vulgar ist ein Strunksches Grundprinzip, ein Auf-den-Kopf-Stellen der Verhältnisse, das sich auch innerhalb eines Lebens ereignen kann. „Tölpel oder Maestro (auf den Kontext kommt es an)“, so fasst es der Titel der ersten Story des Bandes zusammen.

Auch deswegen erzählt Strunk so oft von alternden Künstlern, von gefallenen Stars, die in ihrer öffentlichen Persona erstarren oder als menschliche Mängelwesen mit geistigen oder körperlichen Abbauerscheinungen neben ihren eigenen Mythos treten: Der Künstlerzombie wird einem Reality Check unterzogen. Etwa der Synchronsprecher der „in seinen besten Zeiten“ nur „The Voice“ genannt wurde, dann aus der Mode gerät und schließlich gerade durch seine akustische Wiedererkennbarkeit allen auf die Nerven geht, bis er nicht einmal mehr im Restaurant ein Gespräch führen kann. „Die Säge-Stimme kennt man doch. Schnauze.“ Am Ende wird er von seiner eigenen Frau daheim verprügelt, wenn er seine vergangenen Rollen im TV leise mitspricht.

Ein anderes Beispiel ist in der Story „Poolnudel“ die zum Tattergreis gewordene Film- und TV-Legende, den eine Clique von Freunden unvorsichtigerweise spontan einlädt, ein Wellness-Wochenende mit ihnen zu verbringen. Als die anfangs durch viel Alkohol aufrechterhaltene Fassade des vital gebliebenen „Party Animals“ zerbröckelt, bleibt der schmerzhafte Blick auf Peinlichkeiten und mitleiderregende Hinfälligkeit. Kein Zufall, dass das Spa mit Sauna und Schwimmbad zur Kulisse einer Selbstentblößung wird. Für die traurigen nackten Tatsachen, die Physis des Menschen, das Tierische und Biologische unserer Natur steht Strunk ein schier unbegrenztes Repertoire an Sprachbildern und Metaphern und eine komplette Farbpalette an Kraftausdrücken zur Verfügung.

Als Charlotte Roche 2008 mit ihrem feministischen Bestseller „Feuchtgebiete“ Tabus rund um weibliche Intimzonen brach, konnte Strunk gleich literarisch kontern und eine männliche, oder besser jungshafte Version liefern: „Fleckenteufel“. Die Peinlichkeitshölle der Adoleszenz liefert ausreichend Material für tief sitzende Traumata und lebenslang fortwirkende Schamgefühle. So ist auch „Fleckenteufel“ keineswegs eine Parodie, sondern ein Buch über das Ende der Kindheit, die Entdeckung der Sexualität und die untrennbar mit dem Körperbild verbundenen Ängste und Nöte des Heranwachsenden.

Die Nahrungszufuhr und das Ausscheiden, das Saufen und das Erbrechen, das Schwitzen und das Ejakulieren, die Gerüche und die Geräusche allzumenschlicher Vorgänge bilden das erzählerische Grundmaterial von Strunks negativer Anthropologie, in der es keine klaren Grenzen von Innen und Außen, Körper und Umwelt gibt. Deswegen spielen die vielen Austauschzonen, die Schleimhäute und Körperöffnungen so eine wichtige Rolle. „Sexualität – von Säften und Süchten“ heißt das einschlägige Kapitel in der Empowerment-Parodie „Das Strunk-Prinzip“. Sex in all seinen mehr oder weniger appetitlichen Aspekten hat in Strunks Werk eine ähnlich wichtige Funktion wie das Essen und Trinken.

„Fleisch ist mein Gemüse“, der zum Sprichwort gewordene Titel von Strunks Bestseller-Debüt, ist Programm. Der Mensch ist, was er isst, und das wirft ein wenig schmeichelhaftes Licht auf den Allesfresser an der Spitze der Nahrungskette. Die Bandbreite der Menüauswahl in Strunks Werk ist gewaltig, sie reicht von den „Eiern Eiern Eiern“, die sich die Tanzband Tiffanys auf ihrer Neverending Tour durch norddeutsche Provinzhallen rituell genehmigt, bis zur Scampi-Pfanne, dem Höhepunkt des umkämpften Buffets einer Ferienanlage auf Gran Canaria.

In „Nach Notat zu Bett“ werden die in Edelrestaurantsprech gehaltenen minutiösen und prätentiösen Aufzeichnungen der Speisefolge zum Running Gag. „Zum Frühstück Wurstscheibe auf Brotsockel. Spiegelei. Thee.“ Letzteres natürlich mit Th geschrieben. Oder: „Abends ein reichliches und reichhaltiges Mal gekocht (Ente, gedämpft auf französische Art), eine Flasche Rotwein, eine Flasche Champagner (Roederer Cristal Jahrgang 2008, Rowohlt-Weihnachtspräsent). Alkoholglück.“

Über den exzessiven Alkohol- und Zigarettenkonsum in Strunks Werk wären germanistische Dissertationen zu schreiben, oder wahrscheinlich auch medizinische. Ewig lockt der Abgrund schädlicher Substanzen, dessen Sogkraft eben nicht dadurch gebannt wird, dass man die Gefahr erkennt. Wie wär's etwa nachmittags am Niendorfer Strand mit einem Rum Cola? „Genau das Richtige bei der Hitze, was?“ Eigentlich genau das Falsche bei der Hitze, Naja.“

Das Selbstzerstörungspotenzial des Homo sapiens ist unerschöplich, egal welcher sozialen Schicht er angehört. Systematisch unterminiert Strunk jedes Ideal-Bild des Menschen. „Animal rationale“, diese klassische Definition des Menschen, hat die Anthropologie immer schon als „vernunftbegabtes Sinnenwesen“ übersetzt, was eben nicht heißt, dass er auch vernünftig ist

oder handelt. Strunks Werk ist voller Exemplare dieser Gattung, die von dieser edlen Begabung keinen Gebrauch machen können oder wollen. In „Der goldenen Handschuh“, Strunks sensationell erfolgreichem Roman über den Frauenmörder Fritz Honka, wird einmal von einem Stammgast in der legendären Reeperbahn-Kneipe erzählt, den alle nur „den Schiefen“ nennen und der gerade seinen täglichen Liter Fako (Fanta-Korn im Verhältnis 1:1) intus hat. „Jetzt hat ihn der Schmiersuff befallen, der einem den ganzen Kopf oder das ganze Denken zuschmiert und zukleistert.“

„Kein Geld, kein Glück, kein Sprit“ in dieser Kurzformel trostlosen Lebens, die sich in mehreren der neuen Stories findet, steht der „Sprit“ nicht nur für die Spirituosen, sondern auch für den Spiritus, den Geist, der den Menschen abhandengekommen ist. Die Story „Legenden (It's Only Rock 'n' Roll)“ erzählt von einem Musiker, der backstage beim Hurricane Festival den abgewrackten Rockstar-Helden seiner Jugend in desillusionierender Weise persönlich begegnet. Der Bassist erleidet vor seinen Augen einen Zusammenbruch.

„Zum ersten Mal war G. Zeuge, wie ein menschliches Wesen seinen Geist aufgibt und zusammenklappt wie eine Luftmatratze mit offenem Ventil (...) Unappetitliche Geräusche entweichen dem kollabierenden Rockbody, vorne und hinten pfeifende Luft und noch andere Abgänge.“ Sprit ja, aber kein Geist. „Kollabierender Rockbody“, das ist ein Strunk-Wort für den altehrwürdigen Begriff „sterbliche Hülle“, nur dass sich darin nichts befindet außer Luft, die „pfeifend“ entweicht.

„Kein Geld, kein Glück, kein Sprit“, diese Trias ist auch die Strunksche Antwort auf den neutestamentlichen Dreiklang „Glaube, Liebe, Hoffnung“ aus dem Korintherbrief. In der dreifachen Negation lässt sich die existentielle Befindlichkeit fast aller Figuren zusammenfassen. Überall droht uns der Sog des Irdischen hinabzuziehen, in der Story „Bäuerchen“ etwa in Gestalt eines handelsüblichen Schluckaufs, der aber einfach nicht mehr verschwinden will und der ohnehin schon stark vom Schicksal gebeutelten Sonja die letzten Lebenskräfte raubt. Die Langfassung der Sprit-Lösung lautet bei ihr so: „Morgen wartet nur ein weiterer finsterer Tag neuer Enttäuschung auf sie; ob sie tot oder lebendig ist, interessiert nicht mehr als das Gewicht eines Steins in einem Schottergarten. Sie glaubt nicht mehr an die Zukunft, sie kann nichts vor sich sehen, kein Klebstoff mehr da, der sie zusammenhält; ein unbedeutender Organismus auf einem winzigen Planeten, der in der kalten Leere des Alls um einen austauschbaren Stern rotiert. Und so weiter.“ Zitat Ende.

In Strunks Erzählungen ist der Kern seines Werks greifbar, der in den Romanen entfaltet wird. Denn die Mängelliste des Titels gilt für die Figuren selbst dann, wenn zumindest Geld und Sprit ausreichend vorhanden sind. Gerade dann wird die Abwesenheit des Glücks besonders spürbar, das uns Menschen doch noch irgendwie notdürftig „zusammenhält“, der innere „Klebstoff“, der nicht nur Sonja fehlt. Bei der Anamnese seiner seelischen Nöte steigert sich der Start-Up-Millionär Heidbrink aus „Zauberberg 2“ in eine ähnliche Schwärze. An Geld mangelt es ihm nicht. Doch die Entdeckung der menschlichen Sterblichkeit war der Bruch in seinem Leben: „Wie können die Leute das ignorieren, dachte ich, wie können sie angesichts dieser absolut niederschmetternden Umstände unbeschwert ihre insektengleich kurze Lebensspanne fristen und so tun, als wäre nichts? (...) Shakespeare, Mozart, Einstein, Kopernikus, in einer Million Jahren ist nichts mehr von denen übrig.“

„Shit happens“, immer und überall. Im neuen Buch ist schwer, eine Widerlegung für die finstere Überzeugung zu finden, dass das Nichts am Ende stets das letzte Wort behält. Heinz Strunk ist der wohl gnadenloseste Menschensezierer der deutschsprachigen Literatur seit Thomas Bernhard. Wie dieser säbelt, stochert und schneidet Strunk mit seinen hochpräzisen Sprachwerkzeugen so lange an seinen Figuren herum, bis nichts weiter übrigbleibt als Gedärme und Geschlinge, Gewürge, Gestammel und Gejammer. Und makabres Gelächter.

Und doch finden sich in Strunks Werk auch andere Töne, beispielsweise in meinem Lieblingsbuch von ihm, dem unterschätzten Memoir „Junge rettet Freund aus Teich“ (2013), einer der schönsten Kindheitserinnerungen der Gegenwartsliteratur, die Beschwörung eines gefährdeten Paradieses. Kein Zufall, dass Strunk darin auf seinen wirklichen Namen Mathias Halfpape zurückgreift, obwohl es sich um eine fiktionalisierte Version seiner eigenen Biografie handelt. Es ist der unschuldige Blick eines Jungen von sechs, zehn und vierzehn Jahren, der zum ersten Mal diesen seltsamen Erwachsenenendingen begegnet, dem Bösen, der Sucht, dem Rausch, der Gewalt und dem Wahnsinn. Strunks vielfältige und auf den ersten Blick so verschiedene Werke sind „Bruchstücke einer großen Konfession“, wie Goethe das in „Dichtung und Wahrheit“ genannt hat.

Strunk ist nicht nur ein Meister des Abstoßenden, ein Maler der blickdichten Schwärze, sondern er kann auch voller Zärtlichkeit von Freundschaft und Liebe, Trauer und vergangenem Glück schreiben. Zu den berührendsten Passagen in „Fleisch ist mein Gemüse“ zählen jene über die „Vogelmama“, die an bipolaren Störungen leidende Mutter des Erzählers. Dieses „Tanzmuckerprotokoll“ ist ein Poproman der anderen Art, doch zugleich ein Buch des Abschieds von einem „winzigen Häuflein Mensch“.

Einige Geschichten von „Kein Geld, kein Glück, kein Sprit“ sind miteinander verbunden; dieser kleine Zyklus namens „Die Lebenden und die Toten“ setzt sich mit dem Jenseits auseinander. In der ersten Geschichte wacht ein Gestorbener im Grab auf, als reiner Geist, der keinen Finger rühren kann, aber zu ewigem, einsamem Bewusstsein verdammt ist. Eine Horrorvision, eine Art Descartes'sches Cogito ohne Körper. Zitat: „Das Grab ein Thinktank“.

Die zweite Geschichte ist jene mit der Scampi-Pfanne, als Monika, die weibliche Hauptfigur abends in ihrem Hotelbett nicht einschlafen kann und hilflos zu beten beginnt. Doch Gott meldet sich nicht. „Sie hat große Angst vor der Hölle. Die Hölle ist weder eine Folterkammer, noch wird man von einem Höllenfeuer verzehrt, in der Hölle ist es sogar relativ kühl. Die Hölle, das hat sie sich überlegt, ist ein Platz, an dem man nichts anderes mehr tun kann, als denken. Denken, denken, denken, denken. Das ist alles was da geht.“ Angesichts solcher Aussichten erscheint das Körperliche unseres Erdendasein nicht mehr als Fluch, sondern als seltsam ambivalenter Segen. Denn wir können außer Denken noch ein paar andere Dinge tun: Essen, Trinken, Sex haben, aber vor allem auch – Lachen.

Die letzte Geschichte ist eine der kürzesten des Bandes. „Anruf aus dem Jenseits“ heißt sie, und weil sie so kurz ist, lese ich sie ganz vor: „Seit zwei Jahren ist seine große Liebe Melanie tot, und er kann sie einfach nicht vergessen. Er will es auch nicht. Deshalb hat er im Handy-Adressbuch Mama durch Melanie Törning ersetzt. Immer wenn es klingelt, freut er sich. Und hofft natürlich auch.“

Es gibt also noch Liebe und Hoffnung, wie vergänglich und illusionär sie auch sein mögen. Fehlt nur noch der Glaube. Aber die Geschichte hat noch eine zweite Ebene. Denn damit „Melanie“ auf dem Display aufleuchtet, muss jemand anrufen. Und diese Anruferin kann nur – Mama sein.

– ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen

c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen

Fon (0421) 361-34560 · eMail: kontakt@ras-hb.de

www.rudolf-alexander-schroeder-stiftung.de